

## **Kinder von pathologischen Glücksspielern: Lebensbedingungen, Anforderungen und Belastungen**

Tobias HAYER\*, Carolin BERNHART\*\*, Gerhard MEYER\*\*\*

### *Zusammenfassung*

*Die Glücksspielsucht geht, ebenso wie andere Suchterkrankungen, nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für deren soziales Umfeld mit erheblichen Folgeschäden einher. Gerade die Kinder von pathologischen Spielern sind multiplen Risikobedingungen ausgesetzt, die sich in vielfältiger Weise negativ auf ihren Entwicklungsverlauf auswirken können. Bislang hat diese Personengruppe allerdings in Forschung wie Praxis kaum Beachtung gefunden. Ausgehend von diesem Forschungsdefizit werden im Rahmen der vorliegenden Studie erstmalig für den deutschen Sprachraum systematisch erhobene Daten zu den Lebensbedingungen von Kindern pathologischer Spieler vorgestellt. Ziel der Untersuchung ist es, mit Hilfe von qualitativen Leitfaden-Interviews die Gedanken- und Erlebniswelten der Betroffenen zu explorieren und aus ihrer Perspektive zu erfahren, was es bedeutet, mit einem spielsüchtigen Elternteil aufzuwachsen. Die Stichprobe setzt sich aus drei erwachsenen Kindern sowie einem minderjährigen Kind zusammen. Im Allgemeinen deuten die Erzählungen der betroffenen Kinder ähnliche Belastungsfaktoren an, wie sie von Kindern aus stoffgebunden suchtbelasteten Familien berichtet werden. Hierzu zählen unter anderem intrafamiliäre Konflikte, Ambivalenzerfahrungen, Verlustängste, Vertrauensbrüche, tiefgreifende Verletzungen und Abgrenzungsprobleme. Typisch für eine Spielerfamilie sind darüber hinaus Streitigkeiten wegen der angespannten finanziellen Situation. Außerdem führen die vergleichsweise guten Möglichkeiten der Tabuisierung und Verheimlichung der elterlichen Erkrankung bei den Kindern zu Irritationen, da sie zwar bemerken, dass etwas nicht in Ordnung ist, diese Vermutung jedoch nicht näher einordnen können. Demgegenüber wirkt vor allem das Vorhandensein einer verlässlichen Bezugsperson außerhalb der Kernfamilie entlastend. Aus den Studienbefunden werden abschließend Implikationen für zukünftige Forschungsaktivitäten sowie präventive Handlungsschritte abgeleitet.*

\* Dipl.-Psych., Universität Bremen, Institut für Psychologie und Kognitionsforschung (IPK)

\*\* Dipl.-Psych., Internistisch-Psychosomatische Fachklinik Hochsauerland, Schmallenberg/Bad Fredeburg

\*\*\* Prof. Dr. Universität Bremen, Institut für Psychologie und Kognitionsforschung (IPK)

## Einleitung

*«Mitten in der Nacht kam sie dann nach Hause, und ich brauchte ja auch immer meinen Schlaf, und dann hörte ich meine Mutter, wie die mit ihrer blöden Kugel da wieder mit diesem Roulette rumgespielt hat. Weil, das hat ja einen Riesenkrach gemacht [...]. Also mit diesem Roulette hatte sie dann auch immer gespielt, wenn sie kein Geld mehr hatte, und das war jeden Abend dann, und das war dann immer sehr deprimierend, weil meine Mutter dann immer brummte: ‚Jetzt hab ich kein Geld, jetzt habe ich hier heute so eine Glückssträhne und kann nicht losfahren, so ein Mist!‘. Dann saß sie wirklich da in voller Montur, mit ihrem Kostümchen, so wie sie halt gerade aus dem Kasino Hohensyburg ist, und spielte da auf dem Teppich dieses Ding, da bin ich ausgerastet.»*

*(H., 33 Jahre)*

Glücksspiele unterschiedlicher Art wie Lotterien, Sportwetten, Roulette, Black Jack oder Automaten Spiele ziehen Menschen seit jeher in ihren Bann. Insbesondere die in Aussicht gestellte Gewinnsumme und die spannungsgeladene Ungewissheit im Hinblick auf den Spielausgang machen den besonderen Spielanreiz von Glücksspielen aus und versprechen eine abwechslungsreiche, kurzweilige und lustbetonte Freizeitunterhaltung. Dank einer anhaltenden Expansion hat sich der deutsche Glücksspielmarkt in den letzten Jahrzehnten zu einem bedeutsamen Wirtschaftszweig entwickelt. In 2004 lag der Umsatz exklusive Soziallotterien, Glücksspielangeboten diverser Privatunternehmen und illegalen Glücksspielangeboten bei 27,36 Milliarden Euro (Meyer 2006). Die staatlichen Einnahmen aus Glücksspielen beliefen sich im Erhebungsjahr 2004 auf 4,17 Milliarden Euro und bewegen sich damit seit 1998 kontinuierlich auf einem höheren Niveau als die Erträge aus alkoholbezogenen Steuern (Meyer 2006).

## Pathologisches Spielverhalten

Während für die Mehrheit der Spielteilnehmer der Spaß im Vordergrund steht, entwickelt ein nicht unerheblicher Anteil der «Zocker» finanzielle und psychosoziale Probleme. Bei pathologischen Spielern eskaliert das Spielverhalten derart, dass sich eine psychische Störung mit eigenständigem Krankheitswert manifestiert. Typische Symptome umfassen die starke Vereinnahmung durch das Glücksspiel, ein subjektiv empfundener Verlust der Handlungskontrolle, erfolglose Abstinenzversuche/-bestrebungen, eine Toleranzentwicklung gegenüber der stimulierenden Wirkung des Glücksspiels, entzugsähnliche Symptome sowie ein Fortsetzen der Spielteilnahme trotz erheblicher Folgeschäden (vgl. Meyer, Bachmann 2005). Das pathologische Spielverhalten ähnelt somit phänomenologisch dem Störungsbild einer stoffgebundenen Suchterkrankung. Darüber hinaus lassen sich vergleichbare Bedingungen anführen, die mit der Entstehung und Aufrechterhaltung sowohl des pathologischen Spielverhaltens als auch von Störungen durch Substanzkonsum verknüpft sind. Entsprechend hat sich im deutschen Sprachraum der Begriff der «(Glücks)Spielsucht» zur Beschreibung dieses fehlangepassten Verhaltensmusters durchgesetzt. Seit 2001 erkennen auch die Spitzenverbände der Krankenkassen und Rentenversicherungsträger das pathologische

Spielverhalten als rehabilitationsbedürftige Krankheit an. In Deutschland mangelt es derzeit noch immer an verlässlichen Daten zum Problemausmaß im Erwachsenenalter (vgl. Hayer, Meyer 2004). Aktuell geht Meyer (2006) auf der Grundlage der Therapienachfrage von Spielern in ambulanten Suchtberatungsstellen und einem Vergleich mit der Therapienachfrage Alkoholabhängiger von 110.000 bis 180.000 beratungs- bzw. behandlungsbedürftigen, überwiegend männlichen, Betroffenen aus. Verglichen mit den Prävalenzraten anderer europäischer Länder scheint diese Größenordnung jedoch eher eine Unterschätzung des tatsächlichen Problemausmaßes darzustellen (vgl. Hayer, Meyer 2004).

## **Folgeprobleme für das soziale Umfeld**

Wie jede andere Suchterkrankung bringt auch das pathologische Spielverhalten erhebliche negative Auswirkungen für das soziale Umfeld mit sich. In erster Linie betroffen sind die Familienmitglieder des pathologischen Spielers, die Belastungen unterschiedlicher Art und Intensität erfahren. Hierunter fallen erhebliche finanzielle Engpässe, Lügen und Verheimlichungen, massive partnerschaftliche Konflikte inklusive körperlicher Gewalt, die (physische wie psychische) Abwesenheit des «Zockers», die Vernachlässigung gemeinsamer familiärer Aktivitäten sowie die suchtimmanente Veränderung der Persönlichkeit des Betroffenen, die sich in Gereiztheit, Antriebsverlust oder Selbstverachtung äußert (vgl. Grant Kalischuk et al. 2006). Mechanismen wie der zunehmende Vertrauensverlust, die emotionale Distanzierung oder soziale Isolationstendenzen gefährden unmittelbar den innerfamiliären Zusammenhalt und stellen einen erheblichen Einschnitt in die Lebenssituationen und Erfahrungswelten der Familienangehörigen dar (Abbott et al. 1995; Gaudia 1987; Lorenz 1987). Lorenz und Yaffee (1988) führen an, dass Ehefrauen von pathologischen Spielern im Zusammenhang mit dem exzessiven Spielverhalten ihrer Partner intensive negative Empfindungen wie Wut, Schuld, Einsamkeit und Niedergeschlagenheit erleben sowie zugleich selbst ein breites Spektrum an psychosomatischen Beschwerden entwickeln. Von zentraler Bedeutung für den Familienalltag sind geldbezogene Probleme, die co-abhängige Verhaltensmuster hervorrufen können. Entsprechend berichtet eine Vielzahl der Partnerinnen, die Spielschulden ihrer Männer auszugleichen, eigene Ersparnisse zur Verfügung zu stellen oder Geld von Freunden oder Familienangehörigen auszuleihen und an den süchtigen Spieler weiterzuleiten (Lorenz, Shuttlesworth 1983). Hervorzuheben ist weiterhin, dass sich mit dem Krankheitsgeschehen die Beziehungsgestaltung zwischen den einzelnen Familienmitgliedern maßgeblich verändert, da die aus dem problematischen Spielverhalten resultierenden schädlichen Konsequenzen zum Fixpunkt des Familienlebens werden. So ruft das pathologische Spielverhalten ein Familienklima hervor, das sich durch eine Mischung aus Enttäuschung, Verunsicherung, Anspannung und Willkür auszeichnet (vgl. Meyer, Bachmann 2005).

## **Kinder von pathologischen Spielern und Spielerinnen**

Obwohl mittlerweile hinreichend belegt worden ist, dass Kinder aus suchtbelasteten Familien vielfachen Risiken ausgesetzt sind und sich Störungen im Zusammenhang mit psychotropen Substanzen eines Elternteils negativ auf

ihren Entwicklungsverlauf auswirken (vgl. zu den psychosozialen Folgen des Alkoholmissbrauchs Klein 2005, oder zu den spezifischen Belastungsfaktoren bei drogenabhängigen Eltern Klein 2003), mangelt es an empirischen Befunden, die sich explizit auf die Kinder von pathologischen Spielern beziehen. Die begrenzten Erkenntnisse hierzu basieren zumeist auf Erfahrungsberichten aus der klinischen Praxis oder auf Befragungen der Lebenspartnerinnen von betroffenen Spielern und stammen nahezu ausschließlich aus dem angelsächsischen Sprachraum (vgl. Darbyshire et al. 2001a; Petry 2006). Grundsätzlich werden Attribute wie verletzt, einsam, wütend, zurückgewiesen, ängstlich oder vernachlässigt herangezogen, um Kinder von pathologischen Spielern zu kennzeichnen. Wie andere Kinder auch, deren Eltern unter psychischen Störungen leiden, erleben die Kinder von pathologischen Spielern ein erhebliches Ausmaß an Inkonsistenz in der Beziehungsgestaltung zu ihren Eltern (vgl. Grant Kalischuk et al. 2006). In Anlehnung an die klinischen Beobachtungen von Franklin und Thoms (1989) zeichnen sich Kinder mit einem spielsüchtigen Elternteil durch folgende Merkmale aus: defizitäre soziale Fähigkeiten und Fertigkeiten, vergleichsweise schlechte Schulleistungen, Neigung zu risikoreichen Verhaltensmustern sowie das starke Erleben von intrafamiliären Rollenkonflikten und negativen bzw. widersprüchlichen Emotionen. Darüber hinaus werden nach Angaben der Lebenspartnerinnen pathologischer Spieler 10% der Kinder vom spielenden Elternteil physisch misshandelt (Lorenz, Shuttlesworth 1983). Ein Viertel der Kinder scheint erhebliche Verhaltens- oder Anpassungsprobleme zu entwickeln, die sich in den Bereichen «Schule» (z. B. mangelhafte Leistungsfähigkeit), «Familie» (z. B. Weglaufen von zu Hause) und «Freizeit» (z. B. Konsum von Alkohol oder illegalen Drogen, delinquentes Verhalten) manifestieren (Lorenz, Shuttlesworth 1983). Außerdem glauben 37% der Partnerinnen von pathologischen Spielern, dass ihre Partner nicht genügend Zeit mit ihren Kindern verbringen (Lorenz, Yaffee 1988).

### **Erhöhte Risiken für die psychosoziale Entwicklung**

Die wenigen Befunde aus dem Blickwinkel der betroffenen Kinder bestätigen, dass sich die Glücksspielproblematik eines Elternteils in vielfacher Weise auf ihre Erlebens- und Verhaltensweisen auswirkt. In einer Fragebogenstudie untersuchten Jacobs et al. (1989) insgesamt 844 Schüler der Klassen 9 bis 12. 52 Schüler (6,2%) gaben an, dass mindestens ein Elternteil als Problemspieler einzustufen ist. Für diese Kinder besteht ein erhöhtes Risiko, früh im Entwicklungsverlauf gesundheitsgefährdende Verhaltensmuster zu entwickeln. Darüber hinaus beschreibt diese Gruppe ihre Kindheit häufiger als unglücklich sowie sich selbst eher als ängstlich, unsicher und depressiv. Lesieur und Rothschild (1989) befragten 105 Kinder von Mitgliedern der Anonymen Spieler bzw. von Spielern in professioneller Behandlung. Bei 95% der durchschnittlich 17-jährigen Kinder gilt der Vater als Problemspieler. Vergleiche zwischen Kindern aus mehrfach belasteten Familien (Glücksspielproblematik plus Störungen im Zusammenhang mit psychotropen Substanzen) und Familien mit alleiniger Glücksspielproblematik konnten aufzeigen, dass Kinder aus mehrfach belasteten Familien zwar häufiger verschiedenartige Indikatoren von Entwicklungsstörungen aufweisen. Auffallend ist aber auch in Familien mit alleiniger Glücksspielproblematik der relativ hohe Anteil an Kindern, die einen überdurchschnittlichen Bedarf an Erfolgserlebnissen, Akzeptanz und Anerkennung (43%) äußerten oder sogar angaben, bereits einen

Suizidversuch unternommen zu haben (13%). In einer qualitativen Studie mit 15 Kindern (7-17 Jahre) von pathologischen Spielern ermittelten Darbyshire et al. (2001b), dass im Zentrum des kindlichen Erlebens tief greifende Verluste stehen. Das Verlusterleben umfasst dabei sowohl materielle (z. B. das Verzicht auf Geschenke) als auch existenzielle Komponenten (z. B. das Versagen der emotionalen Bedürfnisbefriedigung). In der Wahrnehmung der Kinder wirkt der spielende Elternteil selbstbezogen, fremd oder desinteressiert. Für das Kind ist es nur schwer zu ertragen, dass die Teilnahme an Glücksspielen wichtiger geworden sein soll als es selbst. Der substanzielle (Bedeutungs-)Verlust von Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen wurde ebenso als Folge des elterlichen Spielverhaltens geäußert wie das generelle spielbedingte Fehlen eines verlässlichen Interaktionspartners. Leere Versprechungen oder doppeldeutige Botschaften bedingen, dass die Kinder die Zuversicht an eine angenehmere Zukunft verlieren. Schließlich verspielt der betroffene Elternteil in Einzelfällen sogar die Ersparnisse der Kinder. Nach Bachmann (2004) können die Kinder pathologischer Spieler kaum nachvollziehen, warum trotz der Notlage weitergespielt wird. Enttäuschungen und Unberechenbarkeiten sind an der Tagesordnung und schlagen sich nicht zuletzt in einer Verletzung des eigenen Selbstwertgefühls nieder. Darüber hinaus lernen die Kinder über die Einbindung in das intrafamiliäre Verleugnungssystem frühzeitig, sich nach außen zu verschließen, heikle Themen zu tabuisieren und das elterliche Vermeidungsverhalten langfristig zu übernehmen.

Zusammengenommen lassen die vorliegenden Erkenntnisse die Schlussfolgerung zu, dass das Vorhandensein einer elterlichen Glücksspielproblematik für die betroffenen Kinder eine erhebliche Überforderung darstellt, auf die mit unangemessenen Bewältigungsstrategien reagiert wird. Familien mit einem exzessiv spielenden Elternteil zeichnen sich durch Instabilität und unklare Grenzsetzungen aus. Vor allem die Persönlichkeitsveränderung des spiel-süchtigen Elternteils und die damit zusammenhängenden dysfunktionalen Interaktionsmuster gefährden den familiären Zusammenhalt. Während für den Spieler das Glücksspiel in den Lebensmittelpunkt rückt, richtet sich die Aufmerksamkeit des Partners verstärkt auf die süchtige Person, so dass die Bedürfnisse der Kinder zunehmend ins Abseits geraten. Aufgrund der hohen Komorbidität der Spielsucht mit anderen psychischen Erkrankungen (vgl. Petry 2006) erfahren die Kinder häufig jedoch nicht nur ein exzessiv spielendes, sondern zusätzlich zugleich auch ein alkoholabhängiges, depressives oder persönlichkeitsgestörtes Elternteil (Zobel in Druck). Demzufolge stellen Kinder von Problemspielern – wie Kinder aus suchtbelasteten Familien generell – eine Risikopopulation für unterschiedliche Beeinträchtigungen der emotionalen und sozialen Entwicklung dar. Allerdings kann die Befundlage zu den Auswirkungen der Spielsucht auf die Kinder der Betroffenen augenblicklich bestenfalls als lückenhaft beschrieben werden. Die Ziehung selektiver Stichproben, das Fehlen zuverlässiger Vergleichsdaten und vor allem die weitgehende Ignorierung der kindlichen Perspektive schränken die Aussagekraft der Befunde deutlich ein. Für den deutschsprachigen Raum finden sich bislang mit Ausnahme des Beitrages von Bachmann (2004) trotz der gesundheitspolitischen Relevanz erstaunlicherweise keine Veröffentlichungen, die sich explizit dieser Thematik widmen. Obwohl die Gesamtzahl der betroffenen Kinder in Deutschland derzeit unbekannt ist, lassen die Daten der Suchthilfestatistik 2004 für ambulante Einrichtungen (Strobl et al. 2005) zumindest eine vorsichtige Annäherung an die tatsächliche Größenordnung zu: Von 3116 Klienten mit der Hauptdiagnose «Pathologisches Spielen» leben 28,6% mit Kind(ern) bzw. 26,5% mit Partner und Kind(ern) zusammen (Mehr-

fachnennungen möglich). Bachmann (2004) geht auf der Grundlage einer Klinikstichprobe davon aus, dass ungefähr ein Fünftel der Spieler aus Haushalten stammt, in denen Kinder anwesend sind. Von den geschätzten 110.000 bis 180.000 beratungs- bzw. behandlungsbedürftigen Spielern (Meyer 2006) würden demnach augenblicklich etwa 22.000 bis 36.000 Spieler in Familien mit mindestens einem Kind leben.

## **Methodik und Stichprobe**

Mit der vorliegenden Studie werden erstmalig systematisch erhobene Daten zu den Lebensbedingungen von Kindern pathologischer Spieler aus Deutschland präsentiert. Im Zentrum der Untersuchung stehen die spezifischen Belastungen und Anforderungen, denen Kinder ausgesetzt sind, die in Familien mit einem spielsüchtigen Elternteil aufwachsen. Außerdem wird hinterfragt, welche Lebensbedingungen die Kinder als besonders schwierig wahrnehmen, auf welche Ressourcen sie zurückgreifen können und welche externen Hilfestellungen wichtig sind bzw. wichtig gewesen wären. Um die Gedanken- und Erlebniswelten der Betroffenen umfangreich und wirklichkeitsnah abbilden zu können, erscheint der Rückgriff auf eine qualitative Forschungsstrategie grundsätzlich gegenstandsangemessen. In den letzten Jahren führte vor allem der Einsatz von qualitativen Interviews in verschiedenen Anwendungskontexten zu fundierten wissenschaftlichen Erkenntnissen (vgl. Lamneck 2005). Ihre Durchführung hat sich inzwischen auch in der Glücksspielforschung etabliert, gerade wenn es darum geht, die Innenperspektive ausgewählter Individuen zu erkunden (z. B. Darbyshire et al. 2001b; Dickson-Swift et al. 2005; Meyer, Hayer 2005). Im Sinne des Fremdverstehens und unter Verzicht auf verzerrende Vorannahmen, einschränkende Vorbehalte oder suggestive Beeinflussungen sollen dabei die Relevanzsysteme und Deutungsmuster der Betroffenen bestmöglich festgehalten werden. Es liegt demzufolge nahe, die Kinder von pathologischen Spielern ähnlich wie bei Darbyshire et al. (2001b) selbst zu Wort kommen zu lassen. Als potenzielle Interviewpartner werden alle minderjährigen sowie erwachsenen Personen in Betracht gezogen, bei denen ein Elternteil Probleme im Zusammenhang mit Glücksspielen entwickelt hat (zu den Besonderheiten bei der Durchführung von qualitativen Interviews mit Kindern s. Fuhs 2000).

Eine besonders häufig verwendete Variante qualitativer Interviews stellt das Leitfaden-Interview dar, das auf der Konzeption eines halbstrukturierten Gesprächsleitfadens basiert (vgl. Lamneck 2005). Jener Leitfaden gibt wesentliche Themenkomplexe vor, die während des Interviews anzusprechen sind, ohne jedoch wortgetreue Fragen vorzuschreiben oder die Reihenfolge der Fragen einem vorab festgelegten Schema zu unterwerfen. Damit gelingt einerseits eine Vorstrukturierung des Interviewablaufs und der Interviewinhalte, andererseits bleibt aber auch die Möglichkeit erhalten, in Abhängigkeit des Gesprächsverlaufs gezielt und flexibel auf bestimmte Inhalte jenseits des Leitfadens einzugehen und so das Informationspotenzial der Antworten in optimaler Weise abzuschöpfen. Im Zuge der vorliegenden Untersuchung wurde ein Leitfaden konzipiert, der folgende Themenbereiche umfasst:

- Familienalltag und Familiendynamik
- Belastungen und schwierige Lebensbedingungen
- Ressourcen und außerfamiliäre Ansprechpartner

- Bedürfnisse und Wünsche
- kritische Wendepunkte (wobei dieser Aspekt nur bei den erwachsenen Kindern angesprochen wurde)

Die Datensicherung fand mit Hilfe von Tonbändern statt. Für die Datenauswertung wurden zunächst alle Mitschnitte wortgetreu transkribiert. In Anlehnung an die im Leitfaden vorgegebenen Themenkomplexe erfolgte die Identifikation relevanter Textsegmente und die Zuordnung dieser Textpassagen zu den jeweiligen Auswertungskategorien getrennt für jedes Interview. Um das Prinzip der Offenheit nicht zu verletzen, war es wichtig, auch auf ursprünglich im Leitfaden unberücksichtigt gebliebene Themen zu achten und die Auswertungskategorien entsprechend ausdifferenzieren. Dieser Prozess der Informationsverdichtung führte schließlich dazu, dass für jedes Interview ein komprimiertes Gesamtergebnis vorlag, was eine direkte Gegenüberstellung der Einzelfälle erlaubte und generell die Herausarbeitung fallübergreifender Gemeinsamkeiten bzw. interindividueller Unterschiede erleichterte.

Die Rekrutierung der Interviewpartner geschah zum einen über das professionelle Hilfesystem (ambulante und stationäre Spieler-Versorgungseinrichtungen) sowie zum anderen über Spieler-Selbsthilfegruppen und Gruppen für Angehörige von Spielern. Eine formale Diagnoseerstellung bei den Eltern war im Rahmen der Studie nicht zu realisieren. Jedoch lässt die Tatsache, dass sich die Betroffenen schon einmal wegen glücksspielbezogener Probleme in Beratung oder Behandlung begeben hatten, Rückschlüsse auf das Vorliegen eines pathologischen Spielverhaltens zu. Insgesamt bestand Kontakt zu 25 Einrichtungen bzw. Anlaufstellen in Deutschland. Die Ansprechpartner vor Ort wurden über das Forschungsvorhaben informiert und gebeten, Spieler mit Kindern auf das Anliegen hinzuweisen und entsprechende Informationen weiterzuleiten. Trotz unterschiedlicher Schwierigkeiten – viele Kinder waren zum Beispiel noch zu jung für die Durchführung eines Interviews, lebten schon über einen längeren Zeitraum getrennt von dem betroffenen Elternteil oder hatten keine explizite Kenntnis von der Suchterkrankung – gelang es letztendlich, vier weibliche Personen zu finden, die ihre Bereitschaft zu einem Interview signalisierten. Wie in Tabelle 1 angeführt, setzt sich die Stichprobe aus drei erwachsenen Kindern sowie einem minderjährigen Kind zusammen. Die bereits erwachsenen Kinder wurden gebeten, in erster Linie Bezug auf ihre Kindheitserlebnisse zu nehmen und weniger ihre aktuelle Lebenssituation zu betrachten.

*Tabelle 1*

### **Beschreibung der Stichprobe**

<b>Name</b>	<b>Geschlecht</b>	<b>Alter</b>	<b>Spielender Elternteil</b>
H.	weiblich	33	Mutter
A.	weiblich	25	Vater
D.	weiblich	35	Vater
S.	weiblich	12	Vater

## Ergebnisse

Aufgrund des Detailreichtums der Erzählungen beschränkt sich die Darstellung der Ergebnisse auf besonders prägnante Passagen des Originalmaterials. Zur besseren Verständlichkeit werden die Interviewauszüge weitgehend in Schriftdeutsch wiedergegeben, ohne damit den Sinngehalt der Aussagen zu verfälschen.

### Familienalltag und Familiendynamik

Alle Interviewpartnerinnen berichteten von einem Familienalltag, der häufig von Streitigkeiten, massiven Konflikten, schlechter Stimmung und Stress geprägt war. H. und A. nahmen übereinstimmend eine gereizte Stimmung bzw. die Gereiztheit des süchtigen Spielers wahr:

*H.: «Das war halt immer gereizte Stimmung zu Hause, das war natürlich dann schon mal ungemütlich zu Hause gewesen, also für alle Beteiligten [...]. Eine stille Eiskälte, es wurde zwar schon mal auch gebrüllt, aber eher weniger, eigentlich ist da jeder mehr so seinen Weg gegangen. Man kam nach Hause, ging in sein Zimmer, Mutter kam nach Hause, ging ins Wohnzimmer. Zwischendurch traf man sich immer in der Küche, dann wurde dann auch wieder irgendwas gesagt: ‚Was machst du denn hier?‘. Also war nicht gerade freundlich. Sie sagte dann: ‚Nur ich habe ja leider wieder kein Geld. Mist‘. Dann war sie natürlich mir gegenüber oft gereizt.»*

*A.: «Ja, und mal war Papa, irgendwie eine Zeitlang sehr gereizt, und wenn die sich halt richtig gestritten haben, dann ist es auch manchmal so irgendwie, dass er irgendwas auf den Boden geworfen hat, irgendwie so einen Teller oder eine Tasse oder so, und dann hat man sich natürlich schon erschrocken. Oder manchmal wegen Kleinigkeiten, wenn ich zum Beispiel schlechte Noten in der Schule hatte, ist er voll ausgeflippt, und normalerweise hätte er das nicht gemacht, und so ergab sich dann für mich der Reim, dass es dann halt auch da dann schon wieder Stress gab.»*

Einige Schilderungen der interviewten Personen verweisen in diesem Zusammenhang auf diffuse Rollenverteilungen und Ambivalenzerfahrungen. Häufig mussten die Kinder schon frühzeitig Verantwortung für ihre Eltern übernehmen oder wie im Fall von A. die Rolle der Vermittlerin bei elterlichen Auseinandersetzungen spielen:

*A.: «Am Anfang wusste ich ja nicht, worum es ging. Habe ich halt nur gemerkt, dass sie sich gestritten hatten, und ich war dann so das Verbindungsmitglied. So: ‚Frag mal Papa, ob der bla bla bla das macht‘. Ja, das fand ich immer dann halt immer ein bisschen merkwürdig.»*

Die Aussage von H. deutet darüber hinaus die Verantwortungslosigkeit ihrer spielsüchtigen Mutter an, die mehrere Tage nicht nach Hause kam und ihr Kind über ihre Abwesenheit im Unklaren ließ:

*H.: «Und da sind wir dann losgefahren und haben die [Mutter] halt gesucht, mitten in der Nacht. Wir haben auch schon ganz oft die Polizei gerufen und haben sie als vermisst gemeldet, weil wir auch schon mal so Tage hatten, wo die zwei, drei Tage am Stück nicht nach Hause gekommen ist.»*



Das Verhalten des spielsüchtigen Elternteils führte bei den Kindern zu Verwunderung und Irritation und stand im Widerspruch zum Bild eines fürsorglichen und rational handelnden Elternteils:

*H.: «Ich hätte nie gedacht, dass meine Mutter, die ja sonst immer alles mit ihrem Kopf, also weil sie ja ein unheimlicher Kopfmensch ist, dass die mal so unrealistisch und unvernünftig wird und unrational handelt.»*

*D.: «Man hat immer eigentlich den Eindruck gehabt, dass er ziemlich korrekt ist und dass der das alles im Griff hat. Also, er ist wirklich absolut nicht der Typ dafür.»*

Vielfach äußerten die Kinder die Befürchtung, dass die spielbedingten Konflikte zwischen ihren Eltern den Zusammenhalt der gesamten Familie zerrütten könnten. Wiederholte Androhungen einer Trennung oder die tatsächliche räumliche Trennung der Eltern stellen wesentliche Bestandteile der kindlichen Erfahrungsdimensionen dar:

*S.: «Ja, dann hat meine Mutter halt gesagt, dass er nicht mehr das Geld ausgeben soll. Und dann ist er halt ins Zimmer, hat seine Sachen gepackt und ist weggegangen.»*

Grundsätzlich versuchten die Eltern, die Glücksspielproblematik vor ihren Kindern geheim zu halten. Aufgrund des weitgehenden Fehlens von körperlichen Symptomen fällt das Verbergen des spielsüchtigen Verhaltens im Vergleich zu anderen Suchterkrankungen eher leicht. Dennoch ahnten alle Gesprächspartnerinnen ähnlich wie nachfolgend S., dass etwas nicht in Ordnung sei:

*S.: «Also das war so, dass mein Vater immer gesagt hat abends, dass er spazieren geht noch, und da dachte ich mir auch immer: ‚Häh, was macht der jetzt?‘».*

Zugleich wurde auch der nichtspielende Elternteil kritisiert, der aus Sicht der Kinder oftmals zu wenig getan hat, um eine Verhaltensänderung beim Partner zu bewirken. So sprach A. ihr Unverständnis über die passive Haltung ihrer Mutter wie folgt an:

*A.: «Ich verstehe meine Mutter nicht, weil sie hier [in die Beratungsstelle] nie mit hingekommen ist. Deswegen, also da hab ich auch nie mit ihr darüber gesprochen [...]. Und es ist halt so, dass sich die ganze Familie verändern muss, wenn der Spieler halt geheilt werden sollte oder was, und meine Mutter hat halt nichts gemacht, und das versteh ich halt nicht.»*

## **Belastungen und schwierige Lebensbedingungen**

---

Insgesamt erwähnten die Interviewpartnerinnen eine Vielzahl von spezifischen Belastungen und Problemen. Im Vordergrund der Darstellungen standen die elterlichen Auseinandersetzungen um Geldprobleme, wobei die Häufigkeit der Streitigkeiten eine Verheimlichung vor den Kindern nahezu unmöglich machte:

*A. «Also, ich weiß schon von Geldproblemen, da war ich in meinem ersten Zimmer, da war ich so fünf, da weiß ich schon, dass es Geldprobleme gab.»*

*S.: «Ja, es war sehr oft, und dann halt hab ich die Streits mitgekriegt von meiner Mutter und meinem Vater. Und dann hat er halt auch gesagt, dann hab*

*ich mitgekriegt, dass eigentlich was mit dem Spielen war, weil wir nicht mehr soviel Geld hatten und so».*

Besonders prägnant in diesem Kontext ist eine Aussage von H., nach der ihre Mutter sogar für das Glücksspiel auf den Einkauf von Lebensmitteln verzichtete:

*H.: «Erst mal wurde meine Mutter immer dünner, weil sie lieber, weil sie halt zu geizig war, sich mal ein Brot zu kaufen, dann hat sie ja lieber alles in den Automaten gesteckt.»*

Im Gegensatz dazu verdeutlicht das Verhalten der Großmutter von A., dass es Spielsüchtigen immer wieder gelingt, andere Personen zum Ausgleich ihrer finanziellen Verluste zu bewegen:

*A.:«Meine Oma hat immer mit Geldproblemen ausgeholfen, also das war nie so, dass ich irgendwas nicht machen konnte.»*

Neben der angespannten finanziellen Situation bereitete den Kindern vor allem das zum Teil unberechenbare Handeln des spielsüchtigen Elternteils Sorgen. Selbst unverfängliche Situationen wie das Zuschlagen einer Tür wurden mit erhöhter Alarmbereitschaft wahrgenommen:

*D.:«Wenn unten mal, wenn's nur eine Tür ist, die durch den Wind zuknallt, liegt man sofort hier oben und hat ein flaes Gefühl [...]. Weil man immer denkt: Was ist jetzt wieder gewesen?»*

Eine weitere extreme Belastungssituation für die Kinder bestand in der Eskalation der elterlichen Konflikte. Akute Trennungsszenarien und indirekt vermittelte suizidale Äußerungen rufen wie im Folgenden bei A. nicht nur Loyalitätskonflikte, sondern auch einschneidende Ängste hervor. Wie ausgeprägt diese bedrohlichen Empfindungen sein können, wird bei H. deutlich, die sogar um das Leben ihrer Mutter bangte:

*A.: «Ich wollte auch nicht, dass sich meine Eltern scheiden lassen. Ich hatte natürlich Angst. Hab gesagt, dass mein Vater meiner Mama nichts antun soll. Dann kommt Mama: ‚Der will vom Balkon springen‘. Weißte so, als ob das völlig egal wäre, und ich hatte natürlich Angst, das geht doch nicht.»*

*H.: «Ich hab also jahrelang nachts das Telefon gehört, weil ich immer dachte, jetzt ruft jemand an und sagt mir, hab ich immer gedacht, da ruft die Kripo an und sagt ‚Ihre Mutter müssten Sie da mal eben identifizieren, die ist da ermordet worden‘ oder Sonstiges, weil in diesen Milieus läuft es nicht gerade so fein, das war auch schon richtig heftig zum Teil.»*

Weiterhin typisch für suchtbelastete Familien ist die Verleugnung der Suchtproblematik einschließlich der damit einhergehenden negativen Folgeerscheinungen. Nach außen wird mit größter Anstrengung versucht, den Schein des Normalen zu wahren. Innerhalb des Systems «Familie» spielt der Austausch von positiven wie negativen Gefühlen kaum eine Rolle. Insbesondere die Suchterkrankung ist ein Tabuthema:

*D.: «Ich weiß nicht, ob man vielleicht die Augen davor verschließen will, indem man einfach so versucht, in die Normalität wieder zurückzukommen. Oder es ist Selbstschutz, oder ich weiß es nicht. Aber man versucht es, man versucht einfach, in der Zeit, wo nichts passiert in Anführungsstrichen, einfach so normal weiterzumachen wie vorher. Und da wird nicht drüber gesprochen.»*

Einvernehmlich berichteten die Gesprächspartnerinnen von zahlreichen Enttäuschungen, leeren Versprechungen und Zurückweisungen. Der spiel-süchtige Elternteil wurde zunehmend als unzuverlässig und unglaubwürdig erlebt. Während H. andeutete, häufig wegen des Glücksspiels von ihrer Mutter versetzt worden zu sein, thematisierte D. das aufgekommene Misstrauen bezüglich ihres Vaters:

*H.: «Sie [die Mutter] hat mich auch oft versetzt. Da haben wir uns verabredet, und dann kam sie nicht, weil sie halt wieder was Besseres vorhatte.»*

*D.: «Also, man vermutet hinter jedem, hinter jeder Abwesenheit vermutet man was Schlimmes. Also es wird hinterfragt, beziehungsweise wird in Zweifel gezogen, also wirklich alles.»*

Bemerkenswerterweise führten die Erlebnisse in der Kindheit bei zwei Personen zu einer extrem negativen Einstellung gegenüber Glücksspielen. Gemäß dieser Haltung lehnten A. und H. eine eigene Teilnahme an Glücksspielen vehement ab:

*A.: «Ja, also ich hasse Glücksspiele. Ich fasse das nicht an. Ich finde das auch ganz schrecklich, wenn ich diese Automaten sehe und diese Leute dann da sitzen. Also ich würde auch nie um Geld spielen, also ich verstehe das nicht. Ja, also ich würde es nicht okay finden, wenn jemand Heroin spritzt, aber ich hab auch mal gekiff't, ich meine das probiert ja jeder, aber das nicht. Aber nur gegen Spielen, also das kann ich nicht verstehen.»*

*H.: «Ja sicher, gegen diese Spelunken hab ich natürlich eine unheimliche Abneigung, weil ich halt weiß, was es anrichten kann, wo ich mir nie hätte erträumen lassen.»*

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, dass die beiden anderen Gesprächspartnerinnen eine weitgehend liberale Position gegenüber Glücksspielen einnahmen.

## **Ressourcen und außerfamiliäre Ansprechpartner**

---

Eine wichtige Unterstützung erfuhren alle Gesprächspartnerinnen durch ein stabiles außerfamiliäres soziales Netzwerk. Feste Beziehungen zu Partnern oder Freunden und der damit verbundene vertrauliche Austausch von persönlichen Gefühlen und Gedanken repräsentierte eine wichtige Hilfe, um mit den familiären Belastungen besser umzugehen. Während H. die Geduld ihres Freundes wertschätzte, betonte A. die Beständigkeit der Beziehung zu ihrer besten Freundin:

*H.: «Also, wie gesagt, ich habe immer schon sehr viele Freunde um mich herum gehabt, die zum Teil sogar mit meiner Mutter, die so zum Teil mich unterstützt haben, wenn meine Mutter, also wir haben dann gemeinsam meine Mutter gesucht. Mit Freunden hab ich meine Mutter schon gefunden. Ich mein, ich kann nur von Glück reden, dass ich einen Typ an meiner Seite hatte, der jetzt nicht sagte: ‚Du, weißte was, das geht mir so auf den Sack mit deiner Mutter, geh!‘, oder so: ‚Ich geh!‘, der jetzt auch immer alles so mitgemacht hat.»*

*A.: «Ja, also dann hatte ich meine Freundin, also ich hatte immer eine beste Freundin, und meine jetzige, die hab ich auch schon seit meinem 12. Lebensjahr, und die weiß dann eigentlich auch alles und wenn, dann hab ich mit ihr darüber gesprochen, wenn was war.»*

In Bezug auf potenziell positive Effekte der elterlichen Suchtproblematik für den weiteren Entwicklungsverlauf wurde mehrfach davon berichtet, dass das pathologische Spielverhalten der Mutter bzw. des Vaters zu einer «Schärfung der Sinne» geführt habe. Die Interviewten glaubten, ein besonderes Feingefühl für die Stimmungen von Interaktionspartnern erworben zu haben und Mitmenschen gut einschätzen zu können. Stellvertretend hierfür stehen die folgenden Aussagen von A. und S.:

A.: *«Man lernt halt einschätzen. Ich achte sehr auf Blicke, wie Leute, also mein Papa hatte ja immer so einen Blick drauf, wenn er halt böse war oder irgendwie so was, und deswegen kann ich Blicke sehr gut einordnen. Also ich achte sehr viel auf Blicke, wie Leute einen anschauen. Das ja, und ich versuche, da so direkt so hinauszulesen.»*

S.: *«So manchmal merke ich, wenn ich ihr nicht vertrauen kann, dann merke ich das irgendwie, da verlasse ich mich irgendwie auf mein Gefühl. Auch wenn meine Freunde oder so mich mal anlügen, ich merke das irgendwie sofort.»*

Zum Teil als positiv bewertet wurde auch die Erfahrung, sich gezwungenermaßen schon frühzeitig selbst um verschiedene Dinge kümmern zu müssen. In diesem Zusammenhang erwähnte A. zum Beispiel, dass dieser Umstand dazu benutzt werden kann, sich selbstständig zu organisieren und Probleme – insbesondere von anderen Personen – möglichst konstruktiv lösen zu wollen:

A.: *«Ich würde sagen, dass ich soweit eigenständig bin. Wenn irgendjemand Probleme hat, also meine Eltern oder mein Freund irgendwie was mit Gesetzessachen ist, dann kümmere ich mich darum. Dann suche ich im Internet oder in irgendwelchen Büchern nach, wie man das lösen könnte.»*

### **Bedürfnisse und Wünsche**

---

Ein vorrangiger Wunsch von allen interviewten Personen bezog sich auf ein harmonisches familiäres Miteinander und eine Stärkung des Familienzusammenhaltes. Beispielfhaft soll an dieser Stelle D. zu Wort kommen.:

D.: *«Wenn dieser Bereich, was meine Eltern betrifft, wieder besser wäre, ja besser wäre, wenn da die Harmonie zurückkehren würde, dann wäre das ganze Familienleben einfacher.»*

Weiterhin von zentraler Bedeutung ist die Frage, ob den Kindern von der Spielsucht des Elternteils erzählt werden sollte. Rückblickend glaubten die erwachsenen Gesprächspartnerinnen, dass es wichtig gewesen wäre, mit ihnen bereits im Kindesalter über die spielbezogenen Probleme offen zu reden, anstatt sie zu verschweigen oder wenig glaubhafte Erklärungen anzuführen. Wie A. berichtete, nähmen Kinder Veränderungen in der Familiendynamik sowieso wahr, ohne sie jedoch angemessen einordnen zu können:

A.: *«Dass die Eltern erklären, was das ist, das Problem, so, weil irgendwie, ich denk mal nicht, dass die Eltern das so wissen, dass die Kinder das so mitkriegen. Und wenn, dann vielleicht erklären, worum es geht. Vielleicht auch erklären: ‚Ja, Papa ist krank!‘ oder irgendwie so und nicht da einfach so: ‚Papa ist böse!‘ Ich hätte es nicht schlecht gefunden, wenn die, so wie wir jetzt, auch mal darüber gesprochen hätten. Also, es würde mich ja trotzdem noch interessieren, wie das mit Papa alles begann, wann genau es anfang und so was.»*

## Kritische Wendepunkte

---

Ein immer wiederkehrendes Thema in den Lebensgeschichten von Kindern pathologischer Spieler bezieht sich auf die Ambivalenz zwischen Autonomiestreben und Abhängigkeitserleben. Charakteristisch hierfür ist die Schilderung von H., die eine fürsorgliche Rolle für ihre spielsüchtige Mutter übernommen hatte. Als zentralen Wendepunkt in ihrem Leben bezeichnete H. die Distanzierung zu ihrer Herkunftsfamilie bei gleichzeitiger Hinwendung zu außerfamiliären Bezugspersonen. Hierbei ist zu beachten, dass sich die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe über Jahre hinzog:

*H.: «Und irgendwann hab ich für mich selber erkannt, dass es nicht sein kann, dass ich mich um meine Mutter, die da mittlerweile über 50 war, immer kümmern muss. Da hab ich dann gesagt: ‚Mama, du musst jetzt selber gucken, dass du deine Sachen regelst‘. Das war ein Prozess, ein langer, der hat ja lange gedauert. Jahre, Jahre hat das gedauert. Ich hab mir das zwar öfter schon mal gesagt, aber gelebt hab ich das dann aber auch erst, als ich so Mitte 20 war.»*

## Diskussion

In der Gesamtbetrachtung bestätigen die Ergebnisse, dass der Alltag von Kindern, die mit einem spielsüchtigen Elternteil aufwachsen, durch extreme Belastungssituationen gekennzeichnet ist. Aus der Perspektive der Kinder wird das Familienleben als stressreich, unberechenbar, emotional verflacht, disharmonisch und instabil wahrgenommen. Konflikthafte Auseinandersetzungen der Eltern, Stimmungsschwankungen und Unzuverlässigkeiten des spielsüchtigen Elternteils sowie diffuse Rollenverteilungen und Erwartungshaltungen bestimmen die Erlebniswelt der Kinder. Einschneidende Emotionen wie die Angst um die gemeinsame Zukunft der Familie oder Verunsicherungen aufgrund der Irrationalität bzw. Impulsivität des spielsüchtigen Elternteils prägen die kindliche Entwicklung. Des Weiteren verweisen die Erfahrungsberichte darauf, dass die Kinder pathologischer Spieler schon frühzeitig im Entwicklungsverlauf Verantwortung übernehmen (müssen) und Verhaltensweisen an den Tag legen, die als «co-abhängig» zu bezeichnen sind. Vor allem der Mangel an verlässlichen Interaktionspartnern innerhalb der Kernfamilie trägt in Verbindung mit der Tabuisierung der Suchtproblematik zur Überforderung und Verunsicherung der Kinder bei. Die Vernachlässigung grundlegender Bedürfnisse wird besonders dann deutlich, wenn es um die (physische und psychische) Abwesenheit des spielsüchtigen Elternteils geht: Aus Sicht der Kinder bedeutet die Bevorzugung des Glücksspiels Zurückweisung und Minderwertigkeit; sie fühlen sich gewissermaßen «im Stich gelassen». Wie bereits in der Studie von Darbyshire et al. (2001b) herausgearbeitet, spielen Verlustängste und tatsächliche Verlusterlebnisse im Leben der Kinder pathologischer Spieler eine zentrale Rolle.

Im Ganzen weisen die Aussagen der Gesprächspartnerinnen deutliche Parallelen zu den Belastungen auf, die etwa von Kindern aus alkoholbelasteten Familien bekannt sind (vgl. Klein 2005). Bestimmte Einflussvariablen und Wirkmechanismen sind folglich unabhängig von dem bevorzugten Suchtmittel zu sehen. Demgegenüber lassen sich Belastungen anführen, die spezifisch für Kinder mit einem spielsüchtigen Elternteil erscheinen. In erster

Linie zu nennen sind elterliche Streitigkeiten wegen finanzieller Engpässe, die unter Umständen sogar die ökonomische Existenz der Familie bedrohen. Die Erzählungen der Kinder deuten jedoch an, dass sie nicht zwangsläufig auf materielle Dinge verzichten müssen. Es ist vielmehr der durch die elterlichen Konflikte bedrohte familiäre Zusammenhalt, der beängstigend wirkt. Daneben lassen sich die Spielsucht und deren Folgen im Vergleich zu anderen Suchterkrankungen eher über einen längeren Zeitraum geheim halten. Trotz der damit verbundenen Beschönigungen und Lügen bleibt es den Kindern nicht verborgen, dass mit dem spielenden Elternteil etwas nicht stimmt. Da die Eltern aber ein offenes Gespräch meiden, bleibt diese Vermutung vage, was eine angemessene Verarbeitung verhindert und wiederum die Verunsicherung vergrößert. Vor dem Hintergrund der angespannten Familienatmosphäre erscheint es daher umso wichtiger, dass die Kinder außerhalb der Kernfamilie soziale Unterstützung erfahren und sich nicht vollständig isolieren. Wie vielfach belegt wurde, minimieren verlässliche Freundschaftsbeziehungen im sozialen Umfeld das Risiko für das Auftreten von Problemverhaltensweisen und psychischen Störungen im Kindes- und Jugendalter (vgl. zusammenfassend Scheithauer et al. 2005). Auch für die interviewten Personen sind konstante freundschaftliche Beziehungen von großem Wert, da sie Erfahrungen wie Vertraulichkeit und Verlässlichkeit ermöglichen und dabei helfen, die familiären Belastungen zu kompensieren. Schließlich scheint die Suchterkrankung eines Elternteils «positive» Nebeneffekte mit sich zu bringen. So schreiben sich Kinder aus spielsuchtbelasteten Familien zu, abgesehen von Problemlösungskompetenzen eine außergewöhnliche Menschenkenntnis zu besitzen. Anscheinend führen die häuslichen Erlebnisse zu einer erhöhten Sensibilität, die im Rahmen von sozialen Interaktionen durchaus von Vorteil sein kann.

Insgesamt hat sich der Rückgriff auf einen qualitativen Forschungsansatz als nützlich erwiesen, um regelgeleitet die subjektiven Sichtweisen der betroffenen Kinder im Zusammenhang mit dem Problemverhalten ihrer Eltern zu erfassen (vgl. Klein 2005). Mit der vorliegenden Studie existieren nunmehr erste Erkenntnisse, die vor allem im Hinblick auf die Ableitung und Überprüfung spezifischer Hypothesen als Ausgangsbasis für zukünftige Forschungsarbeiten dienen können. Wenngleich die Berücksichtigung der Kinder als Informationsquelle eine umfassende Abbildung vielschichtiger und komplexer Bedeutungszuschreibungen gewährleistet, kann ein entsprechendes Vorgehen keinen Generalisierungsanspruch verfolgen. Die geringe Anzahl an Interviews und die ausschließlich weiblichen Gesprächspartner schränken zusätzlich die Aussagekraft der Befunde ein. Bei der Ergebnisinterpretation muss ebenfalls bedacht werden, dass sich drei der vier interviewten Personen bereits im Erwachsenenalter befinden und rückblickend über die Geschehnisse ihrer Kindheit berichteten. So sind Erinnerungsverzerrungen, Verwischungen zwischen tatsächlich Erlebtem und nur Vermutetem sowie die Glättung von inkonsistenten Kognitionen umso wahrscheinlicher, je weiter der Zeitraum zurückliegt, über den berichtet wird. Außerdem liegt der Verdacht nahe, dass die Gewinnung von Gesprächspartnern mit steigendem Belastungsgrad in der Familie erschwert wird. Entsprechend ist die Stichprobe als hoch selektiv zu bezeichnen und die geschilderten Erfahrungen nicht ohne weiteres auf die Population aller Kinder pathologischer Spieler zu verallgemeinern. Letztlich bleibt offen, ob etwaige komorbide Störungen des spielenden Elternteils bzw. psychische Erkrankungen der Lebenspartner zu der familiären Belastungssituation beigetragen haben.

Trotz dieser Mankos liefern die Aussagen der Betroffenen in ihrer Gesamtheit wertvolle Erkenntnisse, die es zukünftig anhand größerer und wohl überlegt ausgewählter Stichproben, insbesondere mit Minderjährigen, zu validieren gilt. Da der Anteil von Frauen an der Gesamtgruppe Spielsüchtiger in den letzten Jahren gestiegen ist (vgl. Meyer, Bachmann 2005), wäre weiterhin gezielt zu untersuchen, ob sich die Auswirkungen einer mütterlichen Spielsucht von den Auswirkungen einer väterlichen Spielsucht unterscheiden. In Anlehnung an Längsschnittstudien aus der Alkoholismusforschung (z. B. Werner 1986) würde es zudem Sinn machen, zu hinterfragen, welche Merkmale Kinder aus spielsuchtbelasteten Familien aufweisen, die relativ unbeschadet mit den Folgen jener negativen Lebensumstände umgehen.

Abschließend soll nochmals betont werden, dass für Kinder aus suchtbelasteten Familien grundsätzlich eine erhöhte Gefahr besteht, emotionale Störungen und Verhaltensstörungen zu entwickeln. Kinder mit einem spielsüchtigen Elternteil zählen folglich ebenfalls zu einer Risikogruppe, die von einer möglichst frühzeitig einsetzenden und nachhaltigen Präventionsarbeit bzw. von dem Aufbau eines umfassenden Hilfenetzwerkes profitieren könnte. Auch ließe sich eine stärkere Berücksichtigung der subjektiven Problemkonstruktionen der betroffenen Kinder für die Konzeption von Präventions- und Interventionsprogrammen nutzen (vgl. Klein 2005). Weiterführende Forderungen zur Verbesserung der Lebensqualität von Kindern aus spielsuchtbelasteten Familien beziehen sich auf folgende Aspekte:

- Initiierung von Öffentlichkeitskampagnen zu den Risiken und Gefahren des Glücksspiels und den Auswirkungen der Glücksspielsucht;
- Verbesserung der Kooperation verschiedener Versorgungsdienste (z. B. Suchtkrankenhilfe, Kinder- und Jugendhilfe, Selbsthilfe und medizinische Dienste);
- Einbindung des Themas «Glücksspielsucht» in bereits bestehende niedrigschwellige Hilfeangebote, die Kinder aus suchtbelasteten Familien ansprechen (z. B. bestimmte Informations-, Beratungs- und Hilfeplattformen im Internet);
- Qualifizierung des Fachpersonals hinsichtlich der Familiendynamik in Spielerfamilien und damit stärkere Familienorientierung in der Beratung und Behandlung süchtiger Spieler;
- Unterstützung von Selbsthilfegruppen, die sich speziell an erwachsene Kinder pathologischer Spieler richten (in Anlehnung an «Gam-A-Teen» von «Gam-Anon», einer Angehörigengruppe der «Anonymen Spieler») sowie von professionell geleiteten therapeutischen Gruppen für die minderjährigen Kinder und
- Konzipierung von Leitfäden zur Gesprächsführung mit betroffenen Kindern verschiedener Altersgruppen.

Bislang finden sich in Deutschland kaum spezifische Hilfeangebote und kompetente Anlaufstellen für Kinder von pathologischen Spielern. Es wäre somit aus gesundheitswissenschaftlicher Perspektive wünschenswert, derartige Versorgungsstrukturen aufzubauen und die betroffenen Kinder bei der Verarbeitung ihrer intra- und interpsychischen Konflikte zu unterstützen.

## Summary

---

### *Children of pathological gamblers: living conditions, demands and stress*

As with other addictive disorders, gambling addiction is associated with severe negative consequences, not only for the addicts themselves, but also for those around them. Particularly the children of pathological gamblers are exposed to multiple risk situations which can have multifarious negative effects on their development. However, neither research nor medical practice has paid much attention to this group of persons to date. On the basis of this research deficit, this study presents data, systematically collected in the German-speaking countries for the first time, on the living conditions of children of pathological gamblers. The objective of the study was to use semi-structured qualitative interviews to explore the thoughts and experiences of those affected, and to see through their eyes what it means to grow up with a parent who is addicted to gambling. The study sample consists of three adult children and one minor. The affected children generally talked about stress factors similar to those mentioned by children from families affected by substance-related addiction. These include family-internal conflicts, ambivalence experiences, fear of loss, breaches of confidence, deep-seated hurt, and demarcation problems. In addition, arguments due to the over-stretched financial situation are typical in gamblers' families. Moreover, the comparatively easy way in which the parental disorder can be placed under a taboo or kept secret irritates the children because they notice that something is wrong, but they cannot justify their suspicions. In contrast, the presence of a reliable person outside of the family with whom they can relate is a relief. Finally, implications for future research activities and preventive strategies are derived from the study findings.

## Résumé

---

### *Les enfants des joueurs pathologiques: conditions de vie, exigences et épreuves*

A l'instar d'autres dépendances, le jeu pathologique s'accompagne de préjudices considérables, non seulement pour les personnes concernées elles-mêmes mais aussi pour leur entourage. Les enfants des joueurs pathologiques sont ainsi exposés à de multiples facteurs de risque qui peuvent avoir toutes sortes de répercussions négatives sur leur développement. Or cette catégorie de personnes n'a guère retenu l'attention de la recherche et de la pratique jusqu'ici. A partir de ce constat, l'étude présentée ici décrit pour la première fois des données recueillies dans l'espace germanophone sur les conditions de vie des enfants de joueurs pathologiques. Cette étude a pour but d'explorer le monde des idées et des expériences des enfants concernés au moyen d'interviews qualitatifs structurés et d'en dégager ce que cela signifie, de leur point de vue, de grandir avec un parent dépendant du jeu. L'échantillon se compose de trois enfants adultes et d'un enfant mineur. De manière générale, leurs récits évoquent des épreuves semblables à celles que rapportent les enfants de familles touchées par une toxicodépendance. Ils rapportent entre autres des conflits familiaux, des sentiments d'ambivalence, des angoisses de perte, des ruptures de confiance, des blessures profondes et des difficultés à poser des limites. En outre, les disputes dues à une situation financière tendue sont caractéristiques d'une famille de joueur. Par ailleurs, les moyens permettant relativement bien de dissimuler la maladie de leur parent et d'en faire un tabou provoquent une irritation chez les enfants, qui remarquent bien que quelque chose ne va pas, mais ne parviennent pas à comprendre de quoi il s'agit. Pour ces enfants, le soulagement vient avant tout du fait de pouvoir se confier à une personne en dehors du noyau familial. L'auteur dégage ensuite des résultats de cette étude des implications pour les recherches et les actions préventives à entreprendre.

## Literaturverzeichnis

---

- Abbott, D.A., Cramer, S.L., Sherrets, S.D., 1995: Pathological gambling and the family: Practice implications. *Families in Society: The Journal of Contemporary Human Services* 76, 213-219.
- Bachmann, M., 2004: Kinder von Spielsüchtigen. *Abhängigkeiten* 10 (1), 50-62.
- Darbyshire, P., Oster, C., Carrig, H., 2001a: Children of parent(s) who have a gambling problem: A review of the literature and commentary on research approaches. *Health and Social Care in the Community* 9, 185-193.



- Darbyshire, P., Oster, C., Carrig, H., 2001b: The experience of pervasive loss: Children and young people living in a family where parental gambling is a problem. *Journal of Gambling Studies* 17, 23-45.
- Dickson-Swift, V.A., James, E.L., Kippen, S., 2005: The experience of living with a problem gambler: Spouses and partners speak out. *Journal of Gambling Issues* 13, March.
- Franklin, J., Thoms, D.R., 1989: Clinical observations of family members of compulsive gamblers. In: Shaffer, H.J., Stein, S.A., Gambino, B., Cummings, T.N., Custer, R.L. (eds.) *Compulsive gambling: Theory, research, and practice*, Massachusetts/Toronto, 135-146.
- Fuhs, B., 2000: Qualitative Interviews mit Kindern: Überlegungen zu einer schwierigen Methode. In: Heinzel, F. (Hg.) *Methoden der Kindheitsforschung: Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive*, Weinheim, 87-103.
- Gaudia, R., 1987: Effects of compulsive gambling on the family. *Social Work* 32, 254-256.
- Grant Kalischuk, R.G., Nowatzki, N., Cardwell, K., Klein, K., Solowoniuk, J., 2006: Problem gambling and its impact on families: A literature review. *International Gambling Studies* 6 (1), 31-60.
- Hayer, T., Meyer, G., 2004: Die Prävention problematischen Spielverhaltens – Eine multidimensionale Herausforderung. *Journal of Public Health/Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften* 12, 293-303.
- Jacobs, D.F., Marston, A.R., Singer, R.D., Widaman, K., Little, T. & Veizades, J., 1989: Children of pathological gamblers. *Journal of Gambling Behavior* 5, 261-268.
- Klein, M., 2003: Kinder drogenabhängiger Eltern: Fakten, Hintergründe, Perspektiven. *Report Psychologie* 28, 358-371.
- Klein, M., 2005: Kinder aus suchtbelasteten Familien. In: Thomasius, R., Küstner, U.J. (Hrsg.) *Familie und Sucht: Grundlagen, Therapiepraxis, Prävention*, Stuttgart, 52-59.
- Lamneck, S., 2005: *Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch* (4. Aufl.), Weinheim.
- Lesieur, H.R., Rothschild, J., 1989: Children of Gamblers Anonymous members. *Journal of Gambling Behavior* 5, 269-281.
- Lorenz, V.C., 1987: Family dynamics of pathological gamblers. In: Galski, T. (ed.) *The handbook of pathological gambling*, Springfield, 71-88.
- Lorenz, V.C., Shuttlesworth, D.E., 1983: The impact of pathological gambling on the spouse of the gambler. *Journal of Community Psychology* 11, 67-76.
- Lorenz, V.C., Yaffee, R.A., 1988: Pathological gambling: Psychosomatic, emotional and marital difficulties as reported by the spouse. *Journal of Gambling Behavior* 4, 13-26.
- Meyer, G., 2006: Glücksspiel – Zahlen und Fakten. In: Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e. V. (Hg.) *Jahrbuch Sucht 2006*, Geesthacht, 114-128.
- Meyer, G., Bachmann, M., 2005: *Spielsucht: Ursachen und Therapie* (2. Aufl.). Heidelberg.
- Meyer, G., Hayer, T., 2005: Das Gefährdungspotential von Lotterien und Sportwetten: Eine Untersuchung von Spielern aus Versorgungseinrichtungen, Düsseldorf.
- Petry, N.M., 2006: *Pathological gambling: Etiology, comorbidity, and treatment*. Washington, DC.
- Scheithauer, H., Petermann, F., Meyer, G., Hayer, T., 2005: Entwicklungsorientierte Prävention von Substanzmissbrauch und problematischem Glücksspielverhalten im Kindes- und Jugendalter. In Schwarzer, R. (Hg.) *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie X: Gesundheitspsychologie, Band 1: Gesundheitspsychologie*, Göttingen, 503-523.
- Strobl, M., Klapper, J., Pelzel, K.-H., Bader, G., Zahn, H., Lange, S.N., 2005: *Suchthilfestatistik 2004 für Deutschland*. Institut für Therapieforschung, München.
- Werner, E.M., 1986: Resilient offspring of alcoholics: A longitudinal study from birth to age 18. *Journal of Studies on Alcohol* 47, 34-40.
- Zobel, M., in Druck: Kinder von pathologischen Spielern. In: Klein, M. (Hg.) *Kind und Suchtgefahren*, Stuttgart.

**Danksagung:**

Der vorliegende Beitrag stellt die Kurzversion einer Diplomarbeit dar, die an der Universität Bremen verfasst wurde. Dank gebührt in erster Linie den Interviewpartnerinnen, die der zeitaufwendigen Befragung mit großer Geduld und Offenheit begegnet sind. Zudem wäre das Gelingen nicht ohne die Unterstützung von Mitarbeitern ausgewählter Spieler-Versorgungseinrichtungen möglich gewesen, an die ebenfalls unser Dank gerichtet ist.

**Korrespondenzadresse**

Tobias Hayer, Universität Bremen, Institut für Psychologie und Kognitionsforschung (IPK),  
Grazer Strasse 4, DE-28359 Bremen, E-Mail: tobha@uni-bremen.de